

wesen wäre, wäre vielleicht der Nationsbegriff der Romantiker ohne besondere historische Bedeutung geblieben. Das Scheitern der Revolutionen von 1848 und die darauf folgenden Niederlagen, die das unreformierte Preußen unter Bismarck dem deutschen Liberalismus und der deutschen und französischen Demokratie zufügte, schuf jedoch die Voraussetzungen für die Verbreitung und Verwurzelung des antidemokratischen, ethnisch-linguistischen Nationsbegriffs – vor allem im zweiten Deutschen Kaiserreich, das bekanntlich im Weltkrieg den „Ideen von 1789“ die „Ideen von 1914“ entgegensetzen wollte.

Hobsbawm unterzieht die Vorstellungen und Mythen, die dem ethnisch-linguistischen Nationsbegriff anhaften, einer vernichtenden kritischen Analyse. Er vertieft sich so sehr in diese Kritik, daß der Leser einerseits über den historischen Vorgang der Verdrängung des demokratischen Nationsbegriffs durch den romantischen nach 1870 wenig erfährt, aber andererseits in die faszinierenden außereuropäischen Aspekte dieser Problematik eingeführt wird.

Schwarzmantel, der vorrangig das Verhältnis zwischen Sozialismus und Nationalismus untersucht, behandelt in einem eigenen Kapitel die bisher wenig bekannten Überlegungen der utopischen Sozialisten zum Nationalstaat. Saint-Simon lehnte ihn ab, weil die wirtschaftliche Entwicklung seine Grenzen überschreiten würde, und Proudhon, weil er sich die Freiheit, von der er träumte, nur in kleinen, pluralistischen Gesellschaften vorstellen konnte. Ein tieferes

Verständnis des Phänomens Nationalismus vom marxistischen Standpunkt findet sich nach der Darstellung Schwarzmantels erst in den einschlägigen Schriften Otto Bauers, obwohl auch er die Überzeugung fast aller Deutsch-Österreicher von der Überlegenheit der deutschen Kultur gegenüber den slawischen Kulturen teilte.

Trotz vieler Gemeinsamkeiten in ihren Analysen kommen Hobsbawm und Schwarzmantel zu unterschiedlichen Schlußfolgerungen. Hobsbawm hofft offensichtlich, mit seiner kritischen Durchleuchtung der nationalistischen Mythen den Nationalstaat als politisches Anliegen für mündige Staatsbürger ad absurdum geführt zu haben. Schwarzmantel glaubt, daß der Nationalismus seine Attraktionskraft nicht so bald verlieren wird und hofft, daß der als politische Gemeinschaft mündiger Staatsbürger verstandene Nationalstaat sich mit den sozialistischen Grundwerten in Einklang bringen lassen wird.

Ernst Wangermann, Salzburg

Richard Saage, *Politische Utopien der Neuzeit*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft: Darmstadt 1991.

Soziales Denken ohne utopische Dimension, die letztlich am „aufrechten Gang“ orientiert ist, wird instrumentell und verkommt zur Apologie des Bestehenden – eine ganze Generation oppositioneller Intellektueller ließ sich von diesem Satz leiten. Warnend hielt Popper

ihnen entgegen, daß Utopisten per se Feinde der „Offenen Gesellschaft“ und anfällig für Totalitarismus seien. Der Zusammenbruch der Länder des „realen Sozialismus“ und die damit verbundene Delegitimierung des marxistischen Denkens und seiner „konkreten Utopie“ hat der Utopiedebatte scheinbar ein Ende gesetzt: Utopisches Denken gilt als eines, das sich blamiert hat. Wer Richard Saages sorgfältig gearbeitetes Buch über die politischen Utopien der Neuzeit liest, wird sich fragen, ob den Defiziten der bisherigen Utopiedebatte nicht implizit ist, daß es jetzt, nach dem Wegfall der in ihr verarbeiteten Interessen, an der Zeit wäre, sie neu zu beginnen.

Ausgehend von der klassischen Utopia des Thomas Morus sammelt, kommentiert und analysiert Saage 36 Beispiele politischer Utopien der Neuzeit. Saages Bestimmung des Begriffes „Utopie“ geht in Opposition zu Karl Mannheim „von der Prämisse aus, daß politische Utopien Fiktionen innerweltlicher Gesellschaften sind, die sich entweder zu einem Wunsch- oder einem Furchtbild verdichten. Ihre Zielprojektion zeichnet sich durch eine präzise Kritik bestehender Institutionen und sozialpolitischer Verhältnisse aus, der sie eine durchdachte und rational nachvollziehbare Alternative gegenüberstellt. Die Wunsch- oder Furchtträume der politischen Utopie sind also ‚wirklichkeitsangemessen‘. Sie loten innerweltlich greifbare ‚Möglichkeiten des auch anders sein Können‘ aus und sind somit stets zukunftsorientiert gerichtet.“ Unter den

von Saage herangezogenen Texten finden sich die Arbeiten Bacons und Campanellas, die „Abtei Thelema“ des Rabelais, die Utopien der Aufklärung sowie die Texte der „Utopischen Sozialisten“, die Gesellschaftsentwürfe von Bellamy, Morris und Wells, die „schwarzen“ Utopien von Samjatin, Huxley und Orwell, und schließlich die postmateriellen Skinners und Callenbachs. Saage bemüht sich in seiner Analyse, sowohl das „überzeitliche Element“ wie auch den „epochenspezifischen Charakter“ utopischen Denkens zu erfassen. Im Gegensatz zum schulemachenden Muster von Mohls Geschichte der „Staatsromane“ verzichtet er dabei auf die inhaltliche Wiedergabe der behandelten Texte und den Rekurs auf biographische Details der Autoren – ein Verfahren, das den Interessentenkreis des Buches auf qualifizierte Leser einengt. (Ein geplantes „Handbuch der Klassiker der politischen Utopien“ zielt offensichtlich auf ein breiteres Publikum). Saage arbeitet mit der Methode des systematischen Vergleichs und versucht, „den Stoff in der Perspektive jener Topoi zu durchdringen, die seit Morus kennzeichnend für die politische Utopie der Neuzeit geworden sind.“ Dabei findet der Autor folgende analytische Ebenen der Fiktion eines idealen Gemeinwesens: Zeitdiagnose bzw. Sozialkritik der Ursprungsgesellschaft, normative Aussagen über das Gemeinwohlideal selbst und seine Auswirkungen auf die Alltagskultur, Informationen über die sozioökonomischen Voraussetzungen des „besten“ Gemeinwe-

sens und über das Muster seiner politischen Verfassung. Das augenfälligste Ergebnis dieses gründlichen Vergleichs ist die Zurückweisung des „pauschalen“ Utopiediskurses der letzten Jahrzehnte. Utopisches Denken ist erstaunlich elastisch, reagiert schnell auf unterschiedliche Ausgangssituationen und nimmt Anleihen bei einer Unzahl anderer politischer, philosophischer, technischer und ökologischer Wertsysteme. Die Konstanten der interpretierten politischen Utopien sind – etwa in der Frage des Antiindividualismus des utopischen Denkens – geringer als angenommen, der in der zeitgenössischen Diskussion als homogen behandelte utopische Denktypus zerfällt tatsächlich in zahlreiche Arten.

Durch diese Vorstellung der Weite und Vielfalt utopischen Denkens ist ohne Zweifel ein Erkenntnisfortschritt gegeben. Der von Saage gewählte Ansatz hat allerdings auch gewisse „Kosten“: Durch seine Konzentration auf Fragestellungen der politischen und der Sozialphilosophie, der Sozialgeschichte und der politischen Institutionenlehre bringen Saages Überlegungen insgesamt nur wenig Verständnis für das auf, was die besondere Anziehungskraft der politischen Utopien ausmacht, für ihre spezielle „Aura“ und für die „Übertragung“, die sie beim Leser auslösen. Trotz des wiederholten Hinweises auf die gesellschaftskritische Dimension utopischen Denkens bleibt die Beschreibung des Feldes, in dem sich politisch kodierte Sehnsüchte (oder, im Fall der „schwarzen Utopien“, Ängste)

entwickeln, ein wenig blaß. Es ist wohl ein reduktionistisches Verfahren, ein Buch wie „1984“ nur mit der Konzentration auf den manifest politischen Gehalt zu lesen und kunsttheoretische und psychoanalytische Elemente aus der Untersuchung auszublenden. Als Alternative sei etwa daran erinnert, daß Ernst Bloch im „Prinzip Hoffnung“ mehrere Begegnungen der utopischen Funktion beschreibt; nicht nur solche mit dem Interesse und der Ideologie, sondern auch solche mit Archetypen, Idealen und Allegorien bzw. Symbolen.

Alfred Pfabigan, Wien

Maxine Berg, ed., *Markets and Manufacture in Early Industrial Europe*, Routledge: London u. New York 1991.

Die Herausgeberin dieses Sammelbandes hat sich in den vergangenen Jahren des öfteren in der Debatte um die sogenannte „Protoindustrialisierung“ zu Wort gemeldet.<sup>1</sup> Es ging dabei um eine kritische Rezeption dieses wirtschaftshistorischen Konzepts. Bergs Kritik konzentrierte sich in ihren früheren Arbeiten vorwiegend auf drei Punkte: die unterschätzte Rolle der Städte im Prozeß der europäischen Protoindustrialisierung, die Frage nach den Traditionen einer bereits zentralisierten Produktion in den Manufakturen parallel zur Expansion der Hausindustrie, und die fehlende Einbeziehung der Veränderung von Konsumbedürfnissen und Märkten. Diese Kritikpunkte werden im vor-